Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur

Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte

Band: 8 (1928-1929)

Heft: 3

Artikel: Gedanken zur Sendung der Schweiz

Autor: Sulzer, Elisabeth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-156733

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Organismus der Zentralbehörden des Reichs hat die weitreichende und fruchtbare Tätigkeit einer ausgebehnten selbständigen Reichsverwaltung ermöglicht. —

So wurde die Organisation der Reichsbehörden in eine gang andere Bahn gelenkt, als man sie bei der Gründung des Norddeutschen Bundes beabsichtigt und vorausgesehen hatte. Doch den Grund zu dieser ganzen Entwicklung legte die Verfassung des Nordbeutschen Bundes.

Literatur.

- 1. Ernft Bezold: Materialien ber beutschen Reichsverfassung, 3 Bande, Berlin 1873.
- 2. Baul Laband: Staatsrecht des beutschen Reiches, 4. Bb. Tübingen, Mohr, 1911.
- 3. Eduard Rosenthal: Die Reichsregierung. In Festgabe für Thon. Jena 1911. 4. Heinrich von Treitschke: Historische und politische Aussätze, 3. Bb., 5. Ausl.
- 5. Zehn Jahre beutscher Kämpfe. I. Bb. 1865—1870. 6. Anschüß: Das preußisch=deutsche Problem. Tübingen 1922.
- 7. D. Kollreuter: Das parlamentarische System in den deutschen Landesverfassungen. Tübingen 1922.

Gedanken zur Gendung der Schweiz.

Bon Elifabeth Sulzer.

Fis hat heute besonderen Reiz, eines sehr friedlichen Buches über die Schweiz zu gedenken, heute, wo durch das herbe Urteil des Grafen Renserling das Thema Schweiz selbst für den Schweizer in eine Luft nachdenklichen oder widerspenstigen Fragens gehoben worden ist. Es ist wenig wesentlich, zu ergründen, ob dieses Urteil trop oder wegen des Urteilenden gerecht oder ungerecht ift — die Frage geht einzig darnach, ob es zutrifft oder nicht. Und es ist auf jeden Fall eine reinliche und reinigende Angelegenheit, die Gleichung oder Nichtgleichung des eigenen Wesens wieder einmal nachzurechnen.

Da mag man sich denn als sanften Helfer die "Briefe aus der Schweiz" von Wilhelm Schäfer zugesellen. Die Briefe sind zuerst in der mit ihrer Berbindlichkeit sehr unverbindlichen Luft der "Münchner Neuesten Nachrichten" erschienen und liegen jetzt ver= mehrt um das "Erlebnis in Tirol" bei Georg Müller in Buchform vor.

Ferien briefe, das sind Schäfers Betrachtungen. Zeugnisse einer Lebenshaltung, die sich die Muße gewährt, alle Dinge an sich herankommen zu lassen, sie schauend zu genießen, ihre äußere Einheit auf dem Wege sinnbildlichen Erfassens als innere zu begreifen und nicht sich hinein zu begeben in wenig ausruhende Zergliederung der Eindrücke, eine Zergliederung, die aber schließlich doch erst jene äußere Einheit als innere zu erweisen vermöchte. Und es sind auch die Briefe eines Deutschen. Denn nur der Deutsche ist so inniger, rückhalt= loser Bewunderung und Hingabe an ein Fremdes als typischer Haltung fähig, nur er besitzt jene fast leidsüchtige Empfindlichkeit, die alle fremden Eindrücke blitzschnell registriert und sie ohne Selbstschonung zur Überprüfung eigenen Gutes verwendet. Und endlich sind es Briefe aus der Schweiz. Unser Land genießt das Borrecht, die Ferienheimat von ganz Europa zu sein und verdient es vielleicht auch in einem tieseren Sinne als die von Baedeker besternten Orte der Schweiz ahnen lassen. Gibt es einen helleren Einklang von Mensch und Natur als unser Mittelland? Gibt es eine zutraulichere Erde als das große Tal zwischen Alpen und Jura? Alles scheint hier den Menschen auf seine heiter genügsamen Mittelbezirke hinzuweisen und ihm dort ein Köstliches zu versprechen: die Geborgenheit des Geschöpfs und die Freiheit des Schöpfenden in Einem.

Diese drei Elemente haben nun zusammen ein Bild der Schweiz geschaffen, das viel Bestechendes für uns Schweizer haben mag. Schäfer zieht die Belege seiner überzeugungen sowohl aus der Geschichte wie aus der gegenwärtigen Ausprägung der Schweiz — vor alsem der protesstantischen Schweiz. Diese doppelte Beweissührung hat aber, troßdem sie eine eigentliche Notwendigkeit ist, ihre seltzame Gesahr. Sie verlockt, das Gegenwärtige ungebrochen, in reiner Entwicklung aus dem Bersgangenen abzuleiten, und dabei jene Dinge zu übersehen, die als das Salz der Zeit gleichsam jeder Epoche als neue innewohnen, jene aller glatten Entwicklung starr zuwiderlausenden Dinge, die das Gesicht jeder Zeit wesentlich prägen, so wenig ihnen auch vielleicht an sich eine Zukunst beschieden sein mag. Das ist die Herrlichkeit und Schwere aller Gegenwart, daß sie als solche von der Vergangenheit ein absolut Anderes ist und daß dieses Andere doch meist ein nur Gegenwärtiges ist, bestimmt das ewig Gleiche zum Leben aufzustacheln.

Wilhelm Schäfer sieht, wie Alle, denen Deuten ein Harmonisieren ber Weltmelodie bedeutet, nur das ewig Gleiche. Er sieht es schön, oft sogar beglückend schön für uns Schweizer. Ordnung, Bürgerlichkeit, Reinlichkeit — immer wieder ist es der Gedanke der Stabilität, eines Festen, ber sich Schäfer in der Schweiz offenbart. Zurich ist ihm das Bürich Zwinglis, jenes Zwingli, dem sich aus dem Reiche Gottes ein so kurzer, grader Weg zum Staate der Schweizer auftat. Zürich ist ihm auch das Zürich Kellers, des Dichters, der eine heiter dichte Welt zeichnete mit der amtstreuen Feder des Staatsschreibers. Und Burich ist ihm endlich das Zürich des Frauenvereins, der in seinen Mauern auf dem Zürichberg eine klösterlich saubere Luft zu erhalten weiß alles "ohne Dämonie und Mirakel". Wer in all Diesem lebt, der hat es leicht, zu glauben, es könne sich aus solch lebendiger Bucht eine lebendige Freiheit ergeben, wie aus den unentrinnbar festgeklammerten Burzeln eines Baumes der Stamm emporstrebt und seine Zweige er= löst zu freiem Wohnen im Wind und Sonne. Ber vom Glauben an die Allgegenwart Zwinglis und Kellers im Blute des Schweizers herkommt, der steht in Bewunderung vor der Schweiz der drei Sprachen, vor der Schweiz als Mittelpunkt übervölkischen Denkens und Hoffens, vor der

Schweiz als Hüterin des europäischen Gewissens. Und wer erfüllt ist vom Wissen unserer sehr schönen Ansangsgeschichte, der wird leicht in der Freiheit des Zusammenlebens von Deutsch, Französisch und Jta-lienisch noch die freie Gebärde jener drei Waldstätten durchschimmern sehen, die sich zusammentaten, um nur dem Kaiser, nicht aber einem Fürsten untertan zu sein.

Das alles ist schön, Schäfers Lob lobt seinen Sprecher. An uns Schweizern aber ist es, das Nein zu sagen, das zu diesem Ja gehört, damit es Wahrheit werde.

Es ist sicher ein Erlebnis tröstlicher Beruhigung — zumal für einen nachdenklichen Deutschen der Nachkriegszeit -, zu überlegen, wie sich die Schweiz ein lettes kleines Erbe des alten Europa gerettet hat: den Sang zum bürgerlich Unaufdringlichen, ungenötigt Ginfachen: die Überzeugung und das Bekenntnis zu der Ordnung, die erst den einzelnen Werken des Geistes die — wenigstens vom Menschen her einzige — Gewähr des Zusammenschlusses zur Rultur geben kann. Dieses Bekennt= nis eines europäischen Bolkes zur Ordnung im Jahre 1928 tut gut. Denn welche Brunft um bloße Inhalte hat nicht der Krieg entfesselt, und welche Migverständnisse der Form sind aus jener nicht wieder entstanden: bei uns zum Beispiel die spannungslosen, artistischen Nachbildungen unverstandener romanischer Ausdrucksformen. Es könnte die Schweizer "Ordnung" eine Grundzelle des Glaubens an das neue Europa sein, so wie sie es ist in dem Buche Wilhelm Schäfers. Aber weder unser qualvolles Bedürfnis, an Europa zu glauben, noch der treuherzigste Ausdruck auf dem Gesichte unseres schweizerischen Wesens nehmen die Pflicht von uns, die Treuberzigkeit auf ihr Herz, die tapfere Ordnung auf das, mas sie ordnet und wie tapfer sie es ordnet, zu prüfen. Die Frage muß sich erheben, ob der äußeren Erscheinung auch noch ein lebendig Durchscheinendes innewohne, ob noch an alle Wände der Gestalt das Wesen atmend poche. Denn sicher ist ein Starres, Gebundenes nur dann noch Leben, wenn es das Wiffen um fein Gegenteil. das Kließende, Freie, Stoffliche als Not und Nötigung in sich trägt. Wirkliche, schöpferische Ordnung wird sich nur an Stoffen verwirklichen, die dieser Ordnung von Grund auf widerstreben — natürlich nur soweit dieses Widerstreben überhaupt einem Streben entspricht und es sich nicht um sinnlose Vergewaltigung handelt. Der Zustand gleichschwebender Ruhe, der Vollendung dauert im Bereich des Lebendigen nur einen Augenblick, und es ist das Wunder und die Gnade der Kunft allein, daß in ihr dieser Augenblick zur Ewigkeit hinstirbt. Überall sonst aber verschiebt sich das Verhältnis von Inhalt und Form stets, und nur der ruhelosen Wachsamkeit des Geistes ist es beschieden, die Form vor Er= starrung zu bewahren.

Hat ein Staat in seinem geistigen Vermögen die schicksalsmäßige Abhängigkeit der Ordnung von ihrem Gegenteil verloren, so verfällt er unweigerlich dem Nur-Bürgerlichen. Und in ihm kann der Geist, dem die Einheit der Gegensätze irgendwie Lebensluft ist, nicht mehr frei bestehen. Er slieht und sucht sich auf fremden, oft unangemessenen Wegen

Berkörperung, wobei er nicht selten bei einer Berneinung seiner selbst anlangt. Diese Entwicklung hat sich in der Schweiz weitgehend voll= zogen. Ordnung und Reinlichkeit sind berart zum Besitz der Masse so= gar geworden, daß diese daraus ein übervolles Mag der Selbstzufrieden= heit schöpft und die Ordnung als Selbstzweck migversteht. Der Geist ber Gemeinschaft, des im schönften Sinne Bürgerlichen, der bei Zwingli, bei Reller als Geist seine Formen erfüllte, wurde nur noch als ge= formter Beist zugelassen und damit seines Erdreichs beraubt. Er floh, zurud blieb seine Form, ein schönes Saus aus starken Zeiten, in bessen mit Menschenmaß göttlich gewölbten Räumen die Menschen sich fremd und unverstehend bewegen. Die Einen wollen nur das Haus und nicht das lebendige Wohnen in ihm, ihnen gilt die Sauberkeit des Un= bewohnten als die wahre Reinlichkeit. Sie klammern sich an seine Mauern, und ihr Wille ift nicht Liebe, sondern Angst. Die Andern aber reißen sich gewaltsam fort aus dem Boben, in den jene sich dumpf verpflanzen möchten und suchen sich die eigene Leichtigkeit in angstvollen Sprüngen und schmerzhaften Fällen zu beweisen. Da sind jene, die glauben, das Schweizertum erweise sich im haß gegen alles Fremde, wobei die Fremde oft schon an der Kantonsgrenze beginnt. [Es liegt dabei durchaus in der Natur dieses Hasses, daß er sich manchmal viel mehr gegen verhältnismäßig Verwandtes richtet als gegen ausgesprochene Fremdheit: erst durch die Selbstverständlichkeit des Gemeinsamen, durch die Notwendigkeit der Beziehung wird das Unterscheidende meßbar und wirkt damit abstoßend, mährend es im andern Falle kaum in Betracht So erklärt sich zum Teil die oft irrationale Abneigung des Deutschschweizers gegen das Reichsdeutsche.] Eine am Anfang starke, lebendige Heimatliebe ist aus Mangel an geistiger Nahrung einfach verkaltt und hält sich selbst mit ihrer Schale gefangen. Und daneben find die aus dieser Enge Flüchtigen, die die Schale zerbrochen haben und es als ihre Menschenpflicht erachten, in jede Fremde hineinzu= friechen, sich jedem Andern gleichzumachen, und das nicht aus dem überquellenden Reichtum des sich selbst Besitzenden, sondern aus dem Grauen heraus, fie könnten der auswegslosen Enge, dem blogen Aufsich-selbst-Sigen wieder verfallen. Sie haben ihre heimat verloren, und die Fronie ihres Schicksals will es, daß sie die Gebärde des Heimat= suchens und Mindens ins Unendliche wiederholen muffen, so wie ein Schauspieler sich ein Leben lang vielleicht spielt, ohne sich ein einziges Mal zu leben.

So klafft unser Volk auseinander; fast entzweigerissen von zwei Sehnsüchten, zwei Wirklichkeiten: von der Heimat und der Welt. Glückslich wäre es noch zu nennen, wenn sich dieser Zweikampf in möglichst vielen Einzelwesen abspielte; es wäre dies ein Unterpfand des Lebens und jenes Nichtsattseins, das Menschenwürde sein kann. Aber die Lager sind eher reinlich geschieden, die Entscheidungen sind getroffen, die Meisten haben ihr Leben widerrusslos verkauft und den Preis fest angelegt. Und es bleibt ja auch nicht viel Anderes übrig, als sich zu Heimat oder zu Welt zu entscheiden. Die Spannung ist zu groß, um

immer wieder gelebt zu werden, wenn nicht ein Drittes zwischen und über die zerstörenden Extreme gestellt werden kann.

Ein solches Drittes besteht nun wirklich im Bilde, das uns Schäfer von der Schweiz zeichnet, obschon er die es fordernden Spannungen kaum bemerkt. Er sieht es in der schweizerischen Staatsidee, die ihm ein Vordild des idealen Europa ist. Das ist denn ja auch eine Lösung, die von vielen Schweizern, und nicht von den ungeistigsten, als solche angesehen wird. Die Rechnung hat etwas Verlockendes: in unserem Lande leben Angehörige dreier großer Sprachkreise zusammen und bilden den ordentlichsten aller europäischen Staaten. Warum sollten wir nicht in unserer Staatsidee das Muster des fünstigen Europa sehen, und an diesem ohne Umstände tatkräftig mitarbeiten, indem wir einsach für unsere Staatsform werden? Wäre das nicht der einfachste Weg, das etwas sahm gewordene Staatsempfinden namentlich des geistigen Schweiszers mit neuen Strebungen aufzufrischen?

Eines läßt sich bei diesen Bemühungen nicht leugnen: das Problem Europa ist das Problem Schweiz im Großen. Umso verhängnisvoller aber, wenn das Problem Schweiz fein gelöstes ift. Und das fann es nicht sein. Wilhelm Schäfer sieht in der Europa-Idee nur deshalb so sehr das organische Ideal der Schweiz, weil er glaubt, unterhalb dieses Ideals sei eine erste, notwendigste Stufe erreicht, eben die reinliche Sachlichkeit des schweizerischen Staates. Besteht aber diese lettere nicht, so ist die Erweiterung des schweizerischen Lebensproblems in ein europäisches eine bloße Erschwerung der Lösung und nicht ein Weg zur Rlarheit. Aus diesem Grunde hat denn auch die Europa-Idee in der jungeren Generation unseres Landes bis jest so wenig tragen de Kräfte erlöst. Die Staatsidee ist für den jungen Schweizer, wenn sie überhaupt wesentlich besteht, eine der qualendsten, fruchtlosesten. Ein Blick in das Leben an den Universitäten 3. B. lehrt das gur Be= nüge. hier muß angesett werden, wenn wir die Aufgabe erfüllen wollen, die uns als Bolf gesetzt worden ist.

Die schweizerische Staatsidee ist vielleicht schwerer zu verwirklichen, als die anderer, national einheitlicher Staaten. Staat und Rultur laufen sich hier nicht parallel, sondern haben nur zu oft Gelegenheit, in ihrer Ausformung aneinander zu prallen. Dem kann durch eine Politik des Kompromisses vorübergehend abgeholfen werden, was aber nur zu Halblösungen, die in geistigen Dingen das Nichts sind, führt. Der einzige Weg, der vielleicht zum Guten führen tann, ift ein Weg bewußten Willens zur Ausformung der Probleme in ihrer gangen Tragweite. Was uns ein neues Ideal geben kann, ift vielleicht gerade die Einsicht in die ungeheure Schwere unserer geistigen Lage als Bolk. Ein großer Teil der Intereffelofigkeit des modernen Schweizers an seinem Staate rührt davon ber, daß es scheint, als ware alles Eigent= liche, Schöpferische schon getan und als bliebe uns nur noch ber eber unwesentliche und auf jeden Fall keine lebenswerten Leidenschaften mehr erweckende Ausbau des Einzelnen. Bom Augenblick an, wo aber bewußt würde, daß im Gegenteil gerade das Eigentliche heute wieder neu aus

seinen letten Quellen heraufzuführen ist und daß dieses Eigentliche alle Kräfte gerade der um Geistiges Wissenden und den Geist ethisch Wollenden erfordert, erhielte alles neue Spannung. Es fann dabei kein Einwand sein, daß diese Gedanken nur den an geistigen Dingen beteiligten, den intellektuellen Schweizer berücksichtigen. Es ist die führende Schicht, die in der Schweiz als schweizerisch empfindende in erster Linic gefährdet ist — das Volk ist es erst indirekt durch das Versagen eben dieser Führersichicht, denn es hat noch genug Verwurzelung im Heimatlichen, um daraus sruchtbare Kraft zu schöpfen, wenn es über sich die Kräfte am Werke sühlt, die seine Instinkte ins Geistige schüßend einpflanzen.

Zwei Aufgaben wären dieser Führerschicht gestellt: die Verwirklichung einer ganzheitlichen Rultur und einer lebendigen Staatsidee aus den Kräften dieser Kultur heraus. Das erste ist nur möglich durch die dialektische Einordnung der heimatlich gegebenen Kultur in den höheren Kulturfreis. Der Deutschschweizer ist geistig gesprochen ein beutscher Mensch (Wilhelm Schäfer zollt ihm sogar das Lob, deutscher zu sein als der Deutsche) und muß zu seinem Schicksal stehen. Ebenso ist der Welsche ein französischer Mensch, der Tessiner ein italienischer. Wir dürfen uns von der nächsthöheren geistigen Gemeinschaft nicht zurückziehen, weil wir ihr mit unserem Sein und Tun verpflichtet sind im Allerletten. Weil wir sie gerade mit unserer durch die Geschichte ge= wonnenen schweizerischen Abwandlung wesentlich bereichern und be= stimmen. Bas wäre das lette Jahrhundert der deutschen Literatur arm ohne Gottfried Reller, mas das jetige der französischen ohne das Wunder des Schweizers Ramuz! Und wir sind diese Hingabe an die höhere Kulturgemeinschaft auch unserem Lande schuldig. Denn nur diese hingabe erlaubt und - wahr und aufrichtig verstanden ein gerades und klares Wachsen und Werden. Daß wir die Sprache eines Luther, eines Goethe, eines Hölderlin sprechen, ist mehr als ein Zufall, das ist eine Berpflichtung, ein von unserm Schicksal über unsern Ropf hinmeg gegebenes Versprechen. Es nicht einlösen, ist ein Verrat am Ich. Und nicht anders ift es für unsere romanischen Eidgenossen.

Diese Hingabe an die geistige Übereinheit enthält dabei keineswegs die Forderung, sich die Liebe und Erkenntnis des Fremden zu versagen. Vielleicht kann aber erst der, dem das Eigene stark und glückselig eignet, das Fremde rein und gestalthaft schauen und lieben; so wie auch erst der im Vaterhaus reich Wohnende den fremden Gast reich und rückhaltlos bewirten kann. Oder wie es jener Herder meinte, der durch fremde Gärten ging, um für seine Sprache als die Verlobte seiner Denkart Blumen zu holen. Eine solche Berührung mit dem Fremden kann nur begnadetes Werk am Ich sein.

Das ist die erste Aufgabe: die Ausbildung einer gewachsenen Kultur durch ein wahrhaftiges Durchführen der natürlichen Gegebenheiten bis an ihre Grenzen. Dann aber das Schwerere: die Zusammenfügung dieser ausgesprochen verschiedenen Kulturen zum Staate. Der Widerssinn dieser Forderung ist nur ein scheinbarer. Denn je eigener ein Ding geworden ist, desto größer ist auch sein Drang zur Vereinigung mit

einem andern Eigenen. Ganzheiten noch so verschiedener Prägung ziehen sich mehr an als Halbheiten, die sich ähnlich sehen. Es wäre dies ein Experiment, geboten allerdings nicht vom Übermut, sondern von der Rot des Geistes: Staatsleben als Konzert rein gestimmter Kulturen, unser Staat als ein Trio von flarer Ausprägung der Stimmen. Ein Bagnis, es zu versuchen. Und doch, was schafft reinere Bertrautheit als gesmeinsame Gesahr, als gemeinsames Wagnis. Und im Geiste ist alles Echte und Folgerungswillige Wagnis und Gesahr. Es genügte, daß alle die wissen, worum es geht, und die es wissen könn en, sich zusammenstäten zu diesem Abenteuer im Geiste: einen Staat der Berschiedensten zu schaffen, einen Staat der Wahrhaftigsten. Ihr Lohn, ihr Gnadensgeschent wäre vielleicht, sich am Ende als die Gleichsten, als die Wahrsten zu sinden.

Diese Gedanken murden sich selbst Lugen strafen, wenn sie nicht in ihrem Wesen deutscher Denfart zu tiefst verpflichtet wären. Es ist vielleicht so, daß die Idee der Mannigfaltigkeit in der Einheit eine wesent= lich deutsche ist. Der Deutschschweizer hat es unbedingt leichter als der romanische Schweizer, sich dem Ideal des vielgestaltigen Staates binzugeben — was noch nicht besagt, daß dieses Ideal dem letteren weniger angemessen ist. Wenn also in der geistigen Arbeit an einer Schweiz des 20. Jahrhunderts als einem lebensvollen Staate der Deutsch= schweizer zunächst die Hauptarbeit tun sollte, so mare das nur billig und zugleich im Sinne ber Entstehung unseres Staates, ber in ber edelsten geistigen Luft des alten römischen Reiches deutscher Nationen geboren wurde. Das Schickfal hat den Deutschschweizer Teil jenes Geistes werben laffen, dem nicht die Einheit der Ratio Ziel und Ende ift, sondern der in Ja und Nein schreitend den unendlichen Weg zum Wesen einschlägt. Das Gefährliche, Schwere ift die Natur dieses Geistes, und man könnte fast das gefährliche Parador wagen, daß ihm das Schwere als das Natürliche das Leichte wäre. Und da hat uns die Gegenwart unsern Staat als schwere, gefährliche Aufgabe geschenkt, sodaß wir nur der tiefen Natur unseres Geistes zu folgen brauchen, um jenen zu verwirklichen, der Natur allerdings, die von jener als bloßen Gegensatz zum Geist migberstandenen Natur weltenverschieden ist. Die Natur des Beistes ist seine wiedergewonnene und nun schwebende Ginfalt. Wir tonnen und muffen nicht nur uns denten, sondern auch die Andern benken. Wir können und muffen nicht nur die deutsche Schweiz sein, sondern auch die ganze Schweiz sein. Saben wir dann unsern romanischen Eidgenoffen die vollerlebte Wirklichkeit dieser Dialektik von Teil und Bange zu geben, fo durfen wir auch von ihnen in Starte fordern und diesmal nicht nur aus dem Recht der Geschichte heraus, sondern auch aus dem höheren der Gegenwart -, daß sie diesen geistigen Weg, der ihnen schwerer sein wird, beschreiten, denn er wird auch sie in hellere und weitere Raume ihres Beiftes zu führen miffen.

Wilhelm Schäfer findet sich nun vielleicht mit seinem Buch nicht so weit von uns. Aber was er als Wirklichkeit hinstellte, mußten wir als bloße Wünschbarkeit enthüllen. Wie alles Lob, so spricht das Lob, das Schäfer uns spendet, nur für den Lober. Wir könnten uns begnügen, zu erforschen, welche Rolle die ideale Schweiz Schäfers in seinem Denken und Schaffen spielt. Aber leider wirft das Lob immer irgend-wie auf den Gelobten. Der Einzelne verträgt Lob selten, Völker ver-tragen es vielleicht nie. Gerade wir Schweizer sind als Volk zu viel gerühmt worden. Die Weltmeinung hat es uns zu leicht gemacht. Des-halb ist es auch kein eigentlich guter Dienst, den Schäfer uns geleistet hat.

Wir wollen gerne das Urbild eines fünftigen Europa sein, aber nur um eine Aufgabe zu haben, die uns gebietet, unermüdlich und schonungslos an uns zu wirfen. Zu wirfen, daß wir ein wirkliches Bolk sind und werden, jenes Bolk, das ruhig eintreten könnte in das geeinte Europa, denn es trüge sich als sein unverlierbares Schicksal.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Die Rrifis bes Parlamentarismus.

Befindet sich die Regierungssorm des politischen Bertretungs-Systems, des Parlamentarismus, in einer Krisis? Wenn ja, welches sind die Ursachen dieser Krisis und was für Wege können als geeignet erscheinen, aus ihr hinauszuführen? Die "Interparlamentarische Union" hat unter dem Titel "Die gegenwärtige Entwicklung des repräsentativen Systems" eine Schrift herausgegeben (Payot, Lausanne, 1928; 106 S.), die fünf Antsworten auf eine Rundsrage enthält. Sine davon stammt von schweizerischer Seite (BorgeaudsGens). Die übrigen vier haben Bertreter der europäischen Großstaaten England (Laski), Frankreich (Larnaude), Italien (Mosca) und Deutschland (Bonn) zum Bersasser. Bielleicht gerade wegen der völligen Unbeteiligtheit ihrer Bersasser aunseren schweizerischen Berhältnissen läßt sich aus diesen vier ausländischen Darlegungen ein durch keinerlei parteipolitische Voreingenommensheit getrübtes Urteil über unsere eigene staatspolitische Lage gewinnen. Denn wenn irgendwo, so erweist sich im Staatspolitischen die Schicksalben Kaatenwelt. Selbst Bolschwismus und Faschismus sind ja nur Tastversuche nach neuen Möglichkeiten staatschol regierten Staaten, nur weniger überstürzt und mit sühlerem Blut, abgetastet werden. Die Kot unseres staatspolitischen Zustandes zwingt uns alle zum nämlichen Ziel. Die Frage ist nur, wer zuerst einen gangbaren Weg day gesunden haben wird.

Am bequemsten machen es sich biejenigen, die in der veränderten Grundslage und in den Schwierigkeiten der zeitgenössischen Staatspolitik eine einsache Folge des Weltkrieges sehen wollen, die mit der zunehmenden Entsernung von diesem auch wieder verschwinde. Lask i (London) tritt dieser Meinung entsgegen: der Weltkrieg habe jene verschärft; sie seien aber schon lange vorher dasgewesen. Die Krisis der parlamentarischen Regierungsform komme heute in solgenden Erscheinungen zum Ausdruck. Einmal in der Vormachtstellung der Vollzugss gegenüber der Gesetzgebungsbehörde. Letztere muß sich vielsach mit der nachträglichen Gutheißung und bloßen Registrierung der Handlungen der Vollzugssgewalt begnügen. Ebenso wachsen die Besugnisse der von der Vollzugssgewalt abhängigen Verwaltung. Jedes Departement wird zu einer Art selbsständiger Gesetzgebungsbehörde, der gegenüber das Parlament weitgehend die Aberwachungsmöglichkeit verliert. Wichtige Geschäfte gelangen außerparlamens